

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 34 (1930-1931)  
**Heft:** 20

**Artikel:** Die Prohpezeiung  
**Autor:** Eichmann, Ernst  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-671927>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.10.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

lichte Nebelwolken. Wie nahe und wie fern zugleich! Und während wir uns ihm entgegenkämpfen, so ist in uns wieder jener Zweifel am Erreichen und an der Wirklichkeit des Zieles.

Gratsenkungen, jähe Aufstiege in Eis und Fels.

Nun scheint die Zeit gekommen, die Steigeisen anzuziehen. Der Grat bäumt sich. Wie ein Dachfirst schießt er vor uns auf. Wir aber sind ganz die Alten geworden, wir sind zurückgekehrt, fühlen uns sicher wie früher. Nun fährt die Kante vor uns auf in den Himmel. Ihr folgt das Auge mit Ekstase. Hinter uns verliert sich der Ramm in einen Felsabgrund. Rechts und links gleitet der Eishang zur Tiefe. So sind wir auf der Kante unnenbar frei und gelöst. Es ist ein Schreiten ohne Furcht zu einem unbekannten Gipfel. Wie ganz anders ist es nun plötzlich als früher; innerlich haben wir uns doch gewandelt zur Höhe einer unbeding-

ten Schicksalsbereitschaft, die nicht etwa Lebensmüde oder Resignation ist, sondern Fülle ohne Furcht. Wir blicken zur Höhe und zur Tiefe und spüren mit tiefer Erschütterung die Gewalt der Berge und ihrer Welt. Wir lieben diesen Weg an der vereisten Kante, weil wir die innere Freiheit besitzen, die uns über den Kampf hinaus die einzigartige Schwere und Schönheit dieser Stunde wirklich fühlen läßt. Wir sind wohl Kämpfende wie früher mit allen Möglichkeiten von Glück und Unglück in uns, aber wir sind doch Herren der Lage.

Alles erfüllt sich: Der Fels, der Gipfel, die Dohlen um den Berg im Nebel. Der endlose Abstieg durchs Geröll. Das Summen des Motors durch den Abend. Das Rauschen der Wildbäche, die Stummheit der Wälder und der allerletzte Glanz des Eises an den schon wieder fernem Gipfeln.

Und so war der Tag gut verbracht.

### Alter Bergler.

Siebzig Jahre in den Sielen!  
Grau, verwittert wie ein Block,  
Stützt er seine Hand voll Schwielen  
Zitternd auf den Knotenstock.

Und so trippelt er behende  
Kurzen Schrittes wie ein Kind  
Nach dem freien Feldgelände,  
Wo der Roggen wellt im Wind.

Järllich greift er nach den Ahren,  
Flimmernd in der Sonne Brand,  
Läßt verträumt die körnerschweren  
Gleiten durch die welke Hand.

Und des Alten Augen staunen,  
Sich verlierend weltlin weit.  
Stille! und nun leis ein Raunen:  
„Herr, auch ich — ich bin bereit!“

Fridolin Hofer.

### Die Prophezeiung.

Ein Ferienintermezzo von Ernst Eschmann.

Das Hotel „Alpenblick“ steht auf einer wundervollen Bergfanzel, 2000 Meter über Meer. Eine Rundsicht, die ihresgleichen sucht, umkränzt den Horizont: grüne Weiden, Alpenrosenfelsen, Edelweißbänder, Schneefelder, himmelnahe Gletscher, die mit ihren Riefenzungen weit ins Tal hinunter reichen. Herrlich, das alles zu schauen bei blauem, gesäubertem Himmel, am Morgen beim Sonnenaufgang, und wenn man an der Abendtafel sitzt, beim Sonnenuntergang. Da zwitschert es denn in allen schweizerischen Mundarten, und dazwischen fließt gelegentlich ein fremder Laut: si si signorina! Very nice! — Regardez! Regardez!

Da werden denn Pläne geschmiedet, Gesellschaften schließen sich zusammen, Familienräte werden abgehalten, alpine Großtaten im gehei-

men ausgesponnen oder zartere, kleinere Privatkirchen mit leuchtenden Augen ausgeheckt. Die Herzen des ganzen Hotels schlagen höher. Nur der Portier jammert und das Mädchen, das das Frühstück zu servieren hat. Denn zu allen Nachtzeiten muß geweckt werden: Nr. 27 um zwei Uhr, Nr. 15 um zwei ein Viertel Uhr, Nr. 18 um Viertel vor drei, und so weiter, bis die letzten um sechs Uhr mit Ach und Krach aus den Federn steigen. Da wird bereits der Tee bestellt, dort Kaffee und Milch, dort Schokolade, und dann die verschiedenen Lunchs, die alle bereit gemacht werden müssen, Eier und ein Päcklein Salz, ein paar Ringlein Thoner Wurst, kalter Braten, ein Geflügelbein, Butter, Früchte, Brot, Zucker, nichts darf vergessen werden!

Denn es ist beschlossene Sache, daß es morgen

schön sein wird. Der Wirt hat die Nase in die Luft gesteckt, nach allen vier Windrichtungen ausgeschaut und mit granitener Sicherheit und beneidenswerter Seelenruhe verkündet: „Ich lege die Hand ins Feuer, morgen darf man alles riskieren.“

Nur ein Unglücksrabe hat gekräht, Tante Christine, die mit Doktor Witzigs und ihrer Kinderkarawane vor einer Woche im „Alpenblick“ eingezogen ist. Sie hat mit einer hohen, keifenden Stimme eine Bombe in diesen Freudentaumel geworfen und noch mit ehernerer Bestimmtheit als der Wirt prophezeit: „Morgen wird's regnen. Ich spür's im rechten Ellenbogen, in der linken großen Zehe, und dann rädert mir etwas im Kopf und hämmert und reißt, kurzum: das bedeutet Regen, wenn's nicht noch schlimmer kommt.“

Die arme Tante! Es ist ein undankbares Amt, Schlechtwetter vorauszusagen. Sie wird umringt, umtürmt und von jung und alt bestürmt, und der kleine Felix, ein etwas vorlautes Bürschchen, apostrophiert sie folgendermaßen: „Warum hast du vom Gurkensalat gegessen! Du weißt doch, daß er dir nicht wohl tut!“

Ein schallendes Gelächter des ganzen Hotels belohnt die durchsichtige Weisheit des Buben. Die Tante fühlt sich ein bißchen gekränkt und gewissermaßen vor allen Gästen bei ihrer unantastbaren Ehre gepackt. Sie zieht ihre Unterlippe etwas tiefer, stämpfelt mit dem linken Fuß und faßt den rechten Ellenbogen mit einem ungemütlichen Schmerzenszug im Gesicht. Und noch einmal beharrt sie auf ihrer Hiobsbotschaft: „Wer weiß, vielleicht gibt's noch einen Haufen Schnee!“

Kopfschüttelnd geht man zu Bett. Blühende Hoffnungen, künftige Abenteuerwonnen, tausend Pläne zu kitzligen Klettereien und Rutschpartien über steilen Pulverschnee legen sich in die weichen Linnen, und einen winzigen Augenblick lang krächzt in diese hellen Träume hinein der Unglücksrabe, die schlimme Prophezeiung der Tante Christine. Aber nein! Was soll das! Lieber noch einmal aus dem Fenster geguckt, den Himmel abgesehen und selber Augenschein genommen vom fraglichen Status quo. Unzählbare Sterne schimmern. Einer fällt und schießt zu Tal. Nur ganz in der Ferne schleicht etwas wie ein Wölklein. Vielleicht ist's bloß die Trübung der Milchstraße. Und wenn auch! Eine Schwalbe macht keinen Sommer, und ein Wölklein keinen Regentag.

Das Hotel schläft. Nur seltene Schritte gehen noch durch die teppichbelegten Gänge, eine Stufe knarrt, aus dem und jenen Zimmer dringen schwere Atemzüge, das sägende Geräusch eines traumseligen Papas, ein Knicken und Knacken des Leuchtknopfes. Der Portier hört es, der alle Schuhe einsammelt und die Zahlen auf die Sohlen schreibt, damit der Herr Pfarrer von Ringelsbühl nicht etwa die Knopfstiefelchen der Tante Christine bekommt. Das gäh' auch ein schlechtes Wetter!

Eine Stunde abgrundtiefe Stille! Da müssen schon die ersten geweckt werden. Tap, tap! klopft es an die Türen, und tap, tap! im ersten und zweiten und dritten Stock, eine halbe Stunde tap, tap! die letzten werden von selber mach.

Aber?

Das Wölklein ist inzwischen gewachsen. Wie ein Riesenpilz hat es sich über den Himmel gebreitet, Sterne verdunkelt, den Mond versteckt, und just da, wo die Sonne aufgehen sollte, troht und stemmt es sich und behauptet feck und frech: ich lasse niemand durch!

Getuschel durch alle Gänge, Köpfezusammenstrecken, Dämchen in Hauben und Kraxler in Hose, Hemd und Pantoffeln, Sturmangriffe auf den ebenfalls mobilisierten Hauswirt: „Wie steht's mit Ihrer granitenen Sicherheit?“

Er hat die Schlacht noch nicht aufgegeben. Er rät zum Gehen. „Der Wind ist gut! Die Sonne wird die Wolken schon verbrennen!“

„Wenn sie kommt!“

In Nummer 23 hüstelt etwas. Wer lauscht? Die Bettfedern knarren. Der Gast hat sich auf die andere Seite gefehrt. Da hält ein Tourist den rechten Zeigefinger auf den Mund, lächelt und deutet nach der Türe: „Da drinnen wohnt doch Tante Christine.“

Und wieder gucken alle durch die Fenster. Ein seltsamer Wind packt den Wolkenschwamm an, nimmt Fetzen fort und verstreut sie über den ganzen Himmel.

„Schon lichtet's!“ jubeln die Optimisten, und rascherdings sind sie entschlossen: „Wir gehen! Bis wir oben sind auf dem Silberhorn, ist alles fort, und wir haben eine unvergleichliche Aussicht!“

Solche Unternehmerrühnheit wirkt ansteckend. Keiner will zurückbleiben. Fast alle rüsten sich zum Aufstieg. Sie füllen sich den Rucksack, schlüpfen in die schweren Schuhe, schnallen die

Pelerinen auf und lassen sich die Feldflasche füllen. Gletscherbrillen werden geprüft, Militärmesser geschliffen, das Büchlein mit Waseline wird eingepackt, all die vielen Kleinigkeiten und fast unentbehrlichen Bequemlichkeiten werden vorbereitet, und zwischen jedem Handgriff fliegt ein Blick nach dem Himmel. Der macht Rätselaugen. Er scheint zu reden wie das griechische Orakel zu Delphi, doppelzünftig, zuversichtlich für die Sonnenkinder, warnend und abratend für nörgelsüchtige Schwarzseher.

Im Hotel „Alpenblick“ werden die unbekümmerten Draufgänger Meister. Schon treten die ersten Partien vor die Türe und biegen mit den lautesten Segenswünschen des Hauswirtes um die Ecke. Weitere Gruppen folgen nach. Doktor Witzig ist auch gestieft und gespornt. Wie ein Hahn dreht er sich inmitten seiner Familie, die immer noch etwas vergessen hat, die Mutter den Bergstock, der Fritz seine Botanisierbüchse, der Karli das Netz für die Sommervögel, der Fredi die Schachtel für die Käfer, die er sammelt, und das Liseli die Schnur, damit es die vielen Alpenrosen zu einem Strauß binden kann. Papa Witzig schmettert einen Taucher in die Morgenfrische. An einem Fenster über dem Eingang taucht wie ein Gespenst im Halbdunkel ein Kopf auf, und eine klirrende Stimme ruft dem Grüpplein etwas nach. Niemand hat es verstanden in diesem allgemeinen Gejohle und Lulüß. Hände winken jubelnd zurück: „Adieu, Tante Christine!“ Das Flügelchen springt zu. Im Hotel wird es wieder still. Ein kleiner Rest der Gäste legt sich zu einem neuen Schläfschen hin.

Acht Uhr! Der Himmel ist grau. Achteinviertel Uhr! Der Himmel ist grauschwarz. Achteinhalb Uhr! Es pfeift ein verdächtiger Wind um den „Alpenblick“. Ein Viertel auf neun. Nebel steigt aus dem Tale. Wie aus einem mächtigen Dampfkessel kommt er in Ballen herangewälzt, setzt sich schlangenartig durch alle Gänge und Lehnen fort, wickelt die Tannen und Föhren ein, deckt die Alphütten zu, hängt undurchsichtige Schleier über die Gletscher. Die nächsten Spitzen und Gänge sind verschwunden. Drei Meter vor den Scheiben des Hotels machen die Nebelbataillone Halt und lassen sich nieder. Neun Uhr. Die ersten Tropfen fallen. Zuerst ganz dünn, wie durch ein feines, feines Sieb, daß die Optimisten noch sagen: es ist nur der Nebel, der nekt. Aber da wachsen die Tropfen, die Löcher des Siebes werden größer, die Trop-

fen Fäden, die Fäden Schnüre, und schließlich scheint es gar, als ob aus den Schnüren Rüssel würden, die rheinfallartig ihren Segen in die Tiefe schütten. Und Tante Christine steht am Fenster und ringt die Hände! Sie weiß nicht, ob sie triumphieren oder heulen soll. Im Wirrwarr dieser Gefühle versetzt sie bald dem Wirt in scharfen Worten einen Hieb, bald müssen die Mädchen dran glauben, und auch der Portier bekommt sein Teil ab, warum hat er auch noch gemeint, es werde alles gut kommen!

Der Sturm faucht und rüttelt am ganzen Haus. Das ist keine fröhliche Musik zum Frühstück. Tante Christine erlebte es in hastigen Bewegungen, schneidet sich beinahe in den Finger, überschluckt sich, ein Brötchen fällt ihr auf den Boden. Es ist, als ob sich alles gegen sie verschworen hätte. Etliche Gäste beginnen heimlich zu fchern, andere trösten sie. Aber da kommen sie an die unrechte Adresse. Die einzige Antwort, die sie hat, ist das Schreckgespenst, das in entsetzlicher Bildhaftigkeit vor ihr aufsteht: der Vater, die Mutter, der Fritz, der Karli, der Fredi und das Liseli, alle in dieser Sintflut! Ein heiteres Ferienvergnügen! Du mein Gott! Du mein Gott!

Da kommen sie auch schon dahergetropft, eine sechsköpfige, zappelnde Pfüke. Von den Hütten rinnen die Bächlein, in den Schuhen flotscht das Wasser, und wo ein Fuß sich hinstellt, bilden sich kleine Seelein. Doktor Witzig schüttelt sich wie ein Pudel, der eben gebadet hat. Die Mutter entledigt sich der Pelerine. Es scheint, das ganze Silberhorn ist ein Wäschezuber gewesen, so hat der imprägnierte Stoff alle Garantien durchbrochen. Es wird nicht viel gesprochen. Nur die Feuerblicke der Tante Christine reden, und ihre Hände, die kreuz und quer durch die Luft fahren. Aber ein Jubel macht sich doch laut. „Zuhu! Wir sind mausnaß!“ tanzen die Kinder.

Über die Treppe, hinauf in die Zimmer verschwindet die Familie Witzig. Neue Grüpplein folgen ihr nach. Der Wirt läßt einheizen. Und draußen trommelt der Regen, Schneeflocken mischen sich darunter, und der Himmel schaut aus, als ob er bis zum jüngsten Tag nicht mehr aufheitern wollte.

Tante Christine feiert einen Sieg auf der ganzen Linie. „Hab' ich's nicht gesagt?“ gistelt ihr Rehrreim immer, immer wieder, so andauernd, wie es draußen plätscht und alle Mulden füllt.